

**Gian Biagio CONTE, *Ope ingenii. Experiences of Textual Criticism.* Berlin/Boston: De Gruyter 2013, VIII + 112 S.**

Mit seinem *Ope ingenii* lädt Gian Biagio Conte den Leser zu einem Rundgang durch seine Privatsammlung der Editionsphilologie und Textkritik ein – denn mit genau diesem Bild („I have imagined a museum. Not an enormous one ... but just a private collection ...“) leitet der Autor in dem kurzen Vorwort sein Vorhaben ein. Damit erwartet den Besucher kein großes Gebäude, sondern einige wenige Räume. Das kurze Vorwort (vi-vii) beiseite gelassen, das die eben ausgeführte Metapher nicht nur enthält, sondern auch begründet, sind dies nach einer ‚Preamble‘ (1-5) drei Kapitel (1. Punctuation 7-28; 2. Interpolation and Athetesis 29-66; 3. Corruption and Conjecture 67-98), ein Epilog (99-106) und zwei Indices: *nominum et rerum* 107-108, *locorum* 109-110. Eine Bibliographie, deren Fehlen der Rezensent sonst beklagt, ist hier aus gutem Grund ausgespart: Die Exponate eines Museums enthalten ebenfalls keine kunsthistorisch erschöpfenden Beschriftungen.

Textkritik und Editionsphilologie werden heutzutage stiefmütterlich behandelt: In der Universitätslandschaft wird, auch im Zug der Beschleunigung des Studiums, kaum auf die mit der Textüberlieferung zusammenhängenden Probleme eingegangen. Der Text des jeweiligen antiken Autors wird in einer zweisprachigen Ausgabe zugänglich gemacht, auf deren Textgrundlage dann die literaturwissenschaftlich oft vorformulierten Hypothesen belegt werden. Daß alle Aussagen vor dem Hintergrund der Überlieferung hinterfragt werden müssen, wird dabei geflissentlich übersehen – ebenso wie die Binsenweisheit, daß der in der Ausgabe vorliegende Text eben nicht den des antiken Autors, sondern den des ersten greifbaren Textzeugen reflektiert. Ein ‚Der Autor möchte...‘ schrumpft somit zu einem ‚laut der Überlieferung könnte der Autor gemeint haben‘ zusammen, zugegebenermaßen keine besonders reizvolle Ausgangsposition für literaturtheoretische Höhenflüge. Demgegenüber wird die Arbeit am kritischen Apparat verdrängt, die Geschichte des Texts und seiner Zeugen oft auf exemplarische, angebliche Horrorszenarien reduziert (Brand der alexandrinischen Bibliothek) und kann in Aussagen kulminieren, Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte seien doch eigentlich oft dasselbe. Wenn überhaupt, wird die Thematik in den ersten Semestern des Studiums abgehandelt, und das Interesse der Studierenden ist u.a. auch deswegen nicht besonders groß, weil Textkritiker (zumindest in Deutschland) eine aussterbende *species* zu sein scheinen. Doch zurück zum *Ope ingenii*. Schon in der Preamble zeigt sich Contes didaktische Meisterleistung, die er bis zur letzten Seite des flüssig geschriebenen und ansprechend gestalteten Buchs durchhält. Die

ersten Seiten bilden eine hervorragende Beschreibung dessen, womit man sich in der Textkritik herumzuschlagen hat. Dabei sind die Kapitel von Conte so angelegt, daß der Leser bei der Lösungsfindung mitdenken kann/soll. Die Auflösung des Gedankengangs wird erst sukzessive gegeben. Am Anfang steht die problematische Textstelle. Die textkritischen Fähigkeiten des Lesers bzw. sein Verständnis textkritischer Probleme werden im ersten Kapitel an der zu berichtigenden Interpunktion geübt. Exemplarisch wird dies an richtigem *porta patens esto. Nulli claudatur honesto* gegenüber sinnlosem *Porta patens esto nulli. Claudatur honesto.* demonstriert. Die Wichtigkeit einer richtigen Interpunktion für das Textverständnis betont Conte zurecht mehrfach in diesem Kapitel. Ebenso werden im zweiten Kapitel die Probleme, die Interpolation und Athetese aufwerfen, nicht nur dadurch hervorragend dargestellt, daß Conte eine Unzahl von Fallbeispielen aufführt, sondern die Qualität des Kapitels (wie auch des Buches) macht die Art und Weise aus, mit der der Leser an die Textprobleme herangeführt wird. Herausgegriffen werden kann hier die Präsentation der bis 1975 als echt angesehenen Einleitungsverse der *Phoenissae* des Euripides und ihre Athetese durch Haslam (31-35). Der Leser kann hier mehreres lernen: Er erhält eine präzise Vorstellung von der Produktions- und damit Tradierungsgeschichte griechischer Dramentexte, er beginnt, durch die Unverständlichkeit einer in einem *scholion* überlieferten Geschichte die Zweifel zu verstehen, die Textkritiker auch an den Einleitungsversen eines Dramas bekommen können, er nimmt am Lösungsweg teil, bei dem die ersten Verse der *Phoenissae* des Accius denen des Euripides gegenübergestellt werden, und er begreift, wie wichtig diese textkritische Arbeit ist, welche ‚kriminalistische‘ Leistung hinter einer als unecht ausgeschlossenen Stelle steht, und daß tatsächlich auch prominente Stellen nicht vor Verfälschungen schützen. Mancher mag vielleicht vermissen, daß Conte nicht die möglicherweise auftretende Frage beantwortet, was Schauspieler oder Regisseure dazu bewogen hat, den Anfang eines euripideischen Dramas zu verfälschen – viel wichtiger ist, daß er mit seinen Ausführungen, warum die Verse im Text blieben, weitere wichtige Hinweise zur „Genese“ von Interpolationen und ihrer Identifizierung im Text gibt (herausragend 34). Und Contes Resumee (35-36) enthält auch eine ernstzunehmende Ermahnung für Erbauer größerer literaturtheoretischer Gebäude: „In reality this authentic text is a historical creation, not ‚the original text‘. Our text is nothing other than an orderly sequence of verses that was fixed in a period very distant from the composition of the poems. ... the precise form of the original is destined to remain inaccessible to us.“ Trotzdem sei angemerkt, daß Contes, wenn auch vorsichtig formulierte, Identifikationsregel einer Interpolation (47-48) natürlich ebenfalls Textinterpretation bleibt: Die gewählten Beispiele sollten, gerade weil sie so einleuchtend sind und so leicht erscheinen, den Leser nicht dazu ver-

führen, sie zu einem allgemeinen Leitfaden zu machen oder die von Conte gegebenen Regeln (besser Hinweise, weitere 51 und 63) sklavisch abzuarbeiten.

Die eben hervorgehobenen Verdienste zeigt das Buch auch im Kapitel zu den Konjekturen und Korruptelen, das, vielleicht noch stärker als das Kapitel über die Interpolationen, einen Schwerpunkt auf die Geschichte der Textkritik legt. Andererseits käme wohl kein Autor eines vergleichbaren Buchs um die Leistungen von Poliziano, Scaliger oder Bentley herum. Auch hier kann nur wiederholt werden, was schon zuvor gesagt wurde: Conte gelingt es nicht nur, das Textproblem der jeweiligen Stelle kurz und geistreich vorzustellen, sondern ebenso, den Lösungsweg zu beschreiben und ebenfalls in weitere Fragestellungen überzuleiten. Der Weg von einem Ausstellungsstück zum nächsten vollzieht sich nicht übergangslos, sondern thematisch – was im Falle der *Aeneis* auch leichter gelingen mag: So sind die Seiten 74-78 mehreren Problemen einer falsch überlieferten Verststellung in Vergils *Aeneis* gewidmet, die den Leser von der falschen Stelle aus mit der poetischen Vorlage Homer bekannt machen, die von Scaliger wiederhergestellte Ordnung der Verse referieren und innerhalb dieser Passage drei Verbesserungen Bentleys nicht nur darstellen, sondern dem Leser mit den Kontextstellen aus den horazischen *Epoden*, den *Eclo-gen* Vergils und Ovids *Fasten* belegen. Die Konzentration auf Passagen der griechischen und lateinischen Dichtung führt dann naheliegend im Epilog zu einer Spielart der Konjektur, die nicht mehr nur auf Textkenntnis des Autors und seiner Zeit beruht, sondern auch in der Berichtigung metrisch fragwürdiger Stellen aufgrund präziser Kenntnis des metrischen Stils besteht. Auch in diesem kurzen Teil gelingt es Conte wieder, neben einer kurzen Liste von Editionsphilologen, die sich in diesem Bereich verdient gemacht haben, dem Leser anhand einiger Beispiele Problem und Lösung deutlich zu machen und auch die Frage des „wie?“ zu beantworten: So wird 101-102 an einer inhaltlich vollkommen konsistenten Stelle des aischyleischen *Agamemnon* (vv. 131-132) gezeigt, daß die Beanstandung einer Silbenlänge durch Gottfried Hermann erst zum Zweifel am überlieferten Text und danach zur Heilung der Textstelle führte. Neben der Frage „Wie ist es richtig?“ beantwortet Conte die Frage „Wie wurde es falsch?“ und präsentiert einen leicht abgelenkten, jedoch korrekturbeflissenen Kopisten.

Neben den Exponaten eines Museums, die eben auch den Geist ihres Sammlers repräsentieren (so Conte, Preface vii), müssen einige wenige Worte der Zugänglichkeit des Baus gelten. Unvorbereitet darf ein Leser Contes' Privatsammlung nicht betreten: Es wird schon vorausgesetzt, daß man einige Kenntnisse zu Edition und Textkritik (und Textüberlieferung) mitbringt. Die Exponate, die der Besucher hier bestaunt, sind exakt ausgeleuchtet und stehen so-

zusagen als Sammlerstücke für sich – leicht gerät man unvorbereitet in die Versuchung, die hier gegebenen Hinweise als ‚Regeln‘ zu mißverstehen. Zu unterscheiden ist also, wie Conte sein Buch verstanden wissen will (Preface viii): „not a manual of textual criticism ... its purpose is to act as a training ground“. Das bedeutet, daß der Leser bei seinen eigenen Schritten darauf vorbereitet sein muß, zu fallen oder in die falsche Richtung geschickt zu werden – entweder durch seine eigenen falschen Annahmen oder vom Kopisten des Texts. Auch wenn Conte seine Auswahl v.a. auf die griechischen und lateinischen Dichter und Dramatiker beschränkt (Prosatexte werden praktisch nicht untersucht), so bricht er mit seinem Buch eine Lanze für die Kärnerarbeit des Editionsphilologen.

Eine Anmerkung zum Schluß: Wenn man (S. 46) liest „more than two hundred and fifty! – I am not quoting a snatch of Leporello's catalogue...“, so spiegelt das keine einzige von da Ponte durch Leporello genüßlich ausgeführte Eroberung. Vielleicht ist dies eine weitere didaktisch gut versteckte Aufforderung Contes zum Quellenstudium – denn die Stelle könnte in einigen Jahrhunderten zu hitzigen Diskussionen der Konjekturekritiker um die Textstelle „in Al-magna duecento e trentuna“ führen.

Dr. Jens-Olaf Lindermann  
Freie Universität Berlin  
DFG Cluster of Excellence TOPOI  
Fachbereich Rechtswissenschaft  
Bürgerliches und Römisches Recht  
Van't-Hoff-Str. 8  
D-14195 Berlin  
E-Mail: j.lindermann@fu-berlin.de